



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine.

36hnter
Jahrgang.

Neue Folge: 5. Jahrgang.

Mai 1915.

Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto.

Es ist noch Raum.

Zum Evangelium am 2. Sonntag nach Trinitatis.

Es ist noch Raum!
Sein Haus ist noch nicht voll;
Sein Tisch ist noch zu leer;
Der Platz ist da, wo jeder sitzen soll.
O bring doch Gäste her!
Geht, nötigt sie auf allen Gassen.
Er hat uns all's bereiten lassen.
Es ist noch Raum.

Es ist noch Raum!
Ein freier offener Born
In Jesu Wunden quillt.
Wascht euch im Blut des, der des Vaters
Für alle hat gestillt. [Born
Und hier im Lazarett der Kranken
Und aller, die in Ohnmacht wanken,
Hier ist noch Raum!

Es ist noch Raum!
Der Flügel Jesu Schutz
Nimmt alle Küchlein ein.
Sie sollen warm und aller Fähr zu Trutz,
Bedeckt und sicher sein,
Dass sie kein Verderber rauben.
O kommt doch alle, kommt im Glauben!
Da ist noch Raum!

Es ist noch Raum!
Das ist Ihm nicht genug,
Dass viele selig sind.
Er zöge gern durch Seinen Gnadenzug
Ein jedes Menschentkind.
Er ruft mit heißem Liebeschwalle:
„Ich nehm euch an, ihr Sünder alle!“
Da ist noch Raum!

Es ist noch Raum!
Die Arme Jesu sind
Zum Tragen stark und weit;
Die Hände streckt Er, das verlorne Kind
Zu heben stets bereit.
Er will es auf die Achseln legen,
Er will es gar im Busen pflegen.
Da ist noch Raum!

Es ist noch Raum,
Auch wenn dich keine Sünd
Vor andern klaget an;
Und wären gleich schon alle Höllenschlund
Verderbend aufgetan:
Doch sollst in Jesu Arm du liegen
Und darfst an Seine Brust dich schmiegen.
Da ist noch Raum!

Es ist noch Raum!
Wenn hier kein Raum mehr ist,
Weil uns der Tod vertreibt,
O Seele, schau, wenn du in Ängsten bist,
Den Ort, der ewig bleibt,
Dem, der, ob ihn die Welt verzaget,
Doch hält, was Jesu Wort ihm jaget, —
Da ist noch Raum!

Es ist noch Raum!
O Wohnungen so groß
Und viel im Vaterhaus!
Wie selig ruhn wir dort, der Erde los,
Am Abendmahle aus! —
O laßt euch nötigen zu dem Mahle
Des Lammes in dem Hochzeitsaale!
Da ist noch Raum!

Züge aus der ärztlichen Mission der Brüdergemeine.

Zusammengestellt von Br. B. E. Hamilton in Mor. Miss.

Die ärztliche Mission ist bekanntlich eine wertvolle Gehilfin der eigentlichen missionarischen Arbeit und macht Eindruck auch auf solche, die einem Ruf, auf das Heil ihrer Seele zu achten, nicht ohne weiteres Gehör schenken.

Nicht auf allen unseren Missionsgebieten haben wir Gelegenheit, von dieser Gehilfin der Missionsarbeit Gebrauch zu machen, denn eine Anzahl Missionsfelder liegt in Kolonien, in denen die ärztliche Kunst bereits vertreten ist, und die Kolonialregierungen würden einen Wettbewerb zwischen Männern, die bei Ausübung ihrer Praxis von ihrer Umgebung abhängig sind, und den ärztlichen Missionaren, die ihren Unterhalt aus der Heimat empfangen, nicht gern sehen. Aber in Nikaragua, wenigstens auf den Küstenplätzen, die von den Städten weit abliegen, sowie in Labrador, in Deutsch-Ostafrika, Himalaya, Nord-Australien und in Verbindung mit unserer Ausfährigenpflege in Jerusalem und Suriname, tun unsere Missionare wertvolle ärztliche Arbeit und widmen sich neben dem Heil der Seele der Menschen auch der Wohlfahrt des Leibes.

Daß das Volk den Wert ihrer aufopfernden Tätigkeit erkennt, ist vielfach bezeugt. Ein Ausdruck dafür ist z. B. der Name, den sie unserer Krankenschwester Auguste Schmidt in Kyimbila am Nyassa beigelegt haben, und der gleichbedeutend ist mit „Heilbringerin“, wörtlich: „sie, die uns Heilung bringt“. Darin liegt ein Ausdruck für unaussprechliche Segnungen der ärztlichen Mission.

Ein Beispiel aus Unyamwezi!

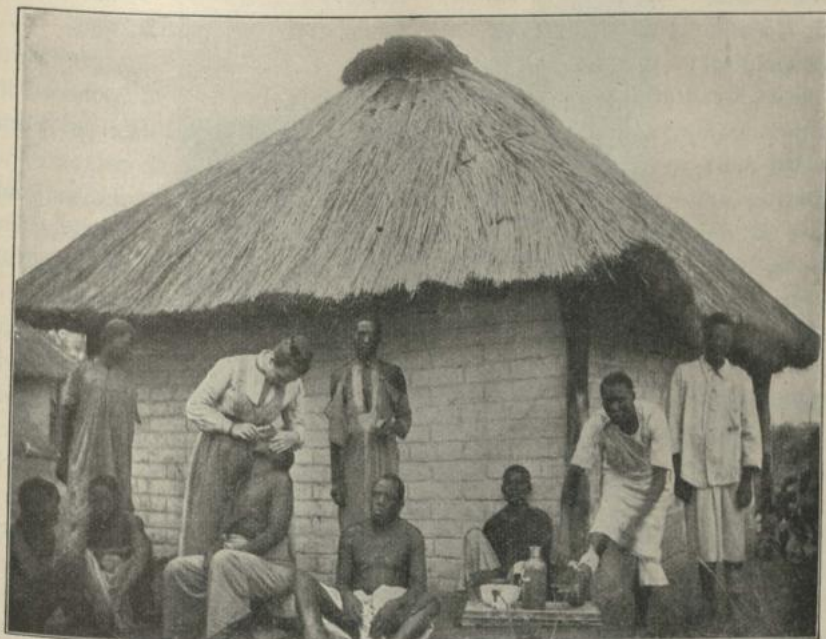
Dort haben wir nur sechs Hauptstationen. Die Gesamtzahl der ärztlichen Fälle betrug aber im Jahr 1913 volle 19 500, d. h. aber, daß unsere wenigen Missionare einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit auf ärztliche Dienstleistungen verwenden. Etwa die Hälfte der zu Behandelnden sind durch Unglücksfälle verletz. Daneben gibt es Epidemien, z. B. Pocken, auch Syphilis, Leiden in Mund und Rachen, Krankheiten des Magens und Leibes, in der Zunge und am Halse. Malaria scheint unter den Eingeborenen verhältnismäßig selten vorzukommen, sie scheinen dagegen gefeit zu sein. In einer Pockenepidemie sind sie hilflos und kennen keine Erleichterung dafür, außer einer Methode, um die Blindheit zu verhindern, die ja oft eine Folge derselben ist.

Wie bei manchem Übel, so sind die bösen Geister die Ursache der Krankheiten. Will man geheilt sein, so muß man sie anrufen. Der Kranke wird auf ein Lager von Sand gelegt, der nach einigen Tagen immer wieder erneuert wird. Hilfe suchen die Kranken vor allem bei ihren Zauberern, da man annimmt, daß diese das richtige Verständnis dafür haben, wie die Geister zu beeinflussen sind. Möglicherweise besitzen sie wirklich einige Kenntnis von pflanzlichen Heilmitteln, sicher aber ist, daß sie nicht die leiseste Vorstellung von Reinlichkeit haben, was doch die erste Bedingung zur Heilung wäre. Schmutz bedeckt die Wunde, die sie mit ihrem Hofuspokus behandeln, und so geschieht es, daß eine der größten Schwierigkeiten

für die ärztliche Behandlung durch die Missionare die ist, der Verschlimmerung des Leidens durch die Unwissenheit der Zauberer, zu denen die Leute zuerst ihre Zuflucht nehmen, vorzubeugen.

Charakteristisch ist es, daß die Arznei des eingeborenen Doktors mit einer geheimnisvollen Luft umgeben ist. Ein

lag. Dann glitt die Siegerin hinweg, aber sie schien ein böses Gewissen zu haben oder sich vor ihrer Feindin zu schämen, denn sie schlich sich zu einer Pflanze hin; von der pflückte sie Blätter ab und kaute sie. Dann näherte sie sich wieder ihrer Gegnerin, und sprühte aus ihrem Munde die gekauten Blätter über



Schw. Löbner bedient Kranke in Unyamwezi, Deutsch-Ostafrika.

Beispiel, wie man Achtung vor ihm hat: Es wird erzählt, daß die Leute ihr

Gegengift gegen Schlangenbisse auf folgende Weise gefunden haben (vgl. S. 72): Vor langer, langer Zeit ging ein alter Mann einmal auf die Jagd. Draußen im Busch beobachtete er zwei Schlangen, die heftig miteinander kämpften. Er kroch näher heran, um den sonderbaren Zweikampf in Augenschein zu nehmen. Wiederholt schlugen die Tiere auf einander, bis schließlich eine als Siegerin aus dem Kampfe hervorging und die andere tot am Boden

den toten Körper hin. Als dies auf die tote Schlange gefallen war, wurde sie allmählich wieder lebendig und ging nun mit ihrer so barmherzigen Siegerin von dannen. Der Mann aber, der das heilende Kraut beobachtet hatte, sammelte seine Blätter, und so beglückte er die Menschen mit einem Gegengift gegen Schlangenbisse.

Wir erinnern noch an die

Hospitäler der Brüdermission.

Die beiden in Okak in Labrador und in Leh im Himalaya sind bekannt. Zu unserem lebhaften Bedauern mußte Dr.

Hutton seine Dienste im ersteren aufgeben. An seine Stelle trat Dr. Barlow, der im vorigen Sommer mit seiner Gattin auf der „Harmony“ nach Labrador reiste. Von diesem Arzt hatten wir gute Empfehlungen. Wir hoffen, daß er lange Jahre seine Kunst an jener Küste wird ausüben können.

— Das Hospital in Leh steht unter der Leitung von Dr. Hieber und seiner Gattin, die, wie ihr Mann, ebenfalls im Besitz eines ärztlichen Diploms ist. Seit

Oktober 1913 untersteht ihm auch die Leitung des kleinen Auswärtigenheims, das Br. Peter ins Leben gerufen hat.

Nicht ganz so bekannt ist es, daß wir jetzt auch

in Poo ein Hospital

haben, das Br. H. Marx im Jahre 1912 errichtete.

Das Gebäude besteht aus sieben Zimmern, vier für die Kranken, ein Raum für Operationen, ein Zimmer, das als Poliklinik dient, und ein Raum für die Apotheke. Nach vorn ist eine breite Veranda angefügt, wo sich die Kranken versammeln. Br. Marx kann hier seine im Tübinger Missionsärztlichen Institut erworbenen Kenntnisse prächtig ver-

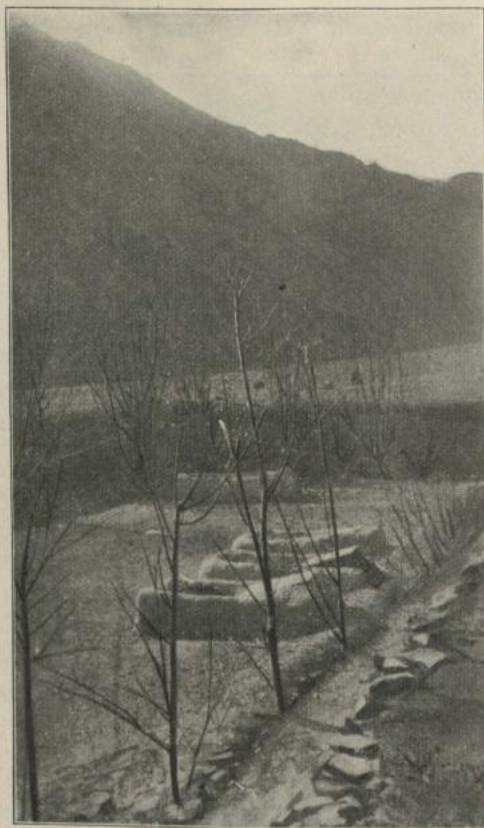
werten. Im Zusammenhang mit dieser Hospitalarbeit steht seine medizinische Tätigkeit, die er auf den Evangelisationsreisen ausübt (vgl. S. 33). So war er 1912 16 Tage im Sugnamtal, und behandelte dort nicht weniger als 342

Patienten; im Jahr 1911 standen 943 auf seiner Liste.

Die tibetischen Lama = Doktoren haben ebenfalls, wie die afrikanischen Zauberer, einige Kenntnis von heilkräftigen Pflanzen; aber ihre Vorstellung von Anatomie ist eine höchst wunderliche, was sich auch bei einer Operation zeigt. Eine große Rolle spielt in ihrer Wissenschaft z. B. die Leber. Hunger wird nach ihrer

Meinung verursacht dadurch, daß die Leber sich im Leibe gehoben hat; daher muß

man essen, damit durch die Lebensmittel die Lunge wieder herabgedrückt wird. Daher der Ausdruck „die Leber herabdrücken“ für unser „frühstücken“. Natürlich spielen in ihrer Medizin auch Zauberformeln eine große Rolle. Ein Blatt mit einem Spruch aus ihren heiligen Büchern, das als Amulett zusammengefaltet wird, erweist sich als ein nütz-



Gottesacker in Khatse, Himalaya.

liches Mittel, um den verschiedensten Krankheiten vorzubeugen. Manchmal aber sind diese Doktoren so ernsthaft, zuzugeben, daß der Missionar doch Kenntnisse besitze, über die er — der Eingeborene — nicht verfügt, weshalb sie ihren Kranken geradezu raten, den Missionar aufzusuchen.

Einmal wurde Br. Marx im Dorfe Nao von einem Lama zu zwei seiner Patienten gebracht, denen er selbst nicht helfen konnte. Der eine war ein Lama, der bei seinen Mitarbeitern in großer Achtung stand. Er litt infolge von Herzkrankheit an Wassersucht. Der andere war ein junger Mann, der infolge eines komplizierten Beinbruches schon drei Monate hatte liegen müssen. Der arme Bursche war von einem Stein verkehrt worden, der einen Bergabhang herabgerollt war, wo der Jüngling gerade einen Baum fällte. Der Lama hatte das Bein nicht wieder zurechtbringen können, hatte es dagegen so fest verschürt, daß der Blutumlauf gehindert und schon Brand eingetreten war. So groß war das Vertrauen, das der Lama Br. Marx entgegenbrachte, als er sah, wie dieser den Fall behandelte, daß der Lama nicht ruhte, bis alle anderen Leidenden

aus dem Dorfe zu Br. Marx gebracht worden waren.

Wo immer der Missionar auf einer solchen Reise hinkommt, gewinnt er durch seine Arznei die Aufmerksamkeit und die Bereitwilligkeit, der Botschaft des Evangeliums Gehör zu schenken. Jeder kleine operative Eingriff erhöht seine Achtung im Volke, und wie er das Vertrauen der Leute als Arzt gewinnt, so kann er hoffen, daß seine Worte in ihrem Wert bei den Leuten steigen. Einer der Eingeborenen im Dorfe Kywar, dem Br. Marx einen Zahn gezogen hatte, sagte zu jeder neuen Person, die herantrat: „Er zog meinen Zahn, gerade wie man einen Dorn aus dem Finger zieht.“ Und so verbreitete sich die Meinung, daß dieser Mann es wert sei, daß man auf alles hörte, was er sagte.

Wenn nur diese Lamas und alle, die von Jesus frei gemachten Leute den Mut fänden, sich ganz für Christum zu erklären. Im Geheimen wollen das jedenfalls viele tun, aber Menschenfurcht hält sie noch ab. Einst aber wird der Tag kommen, da auch die Macht der Lamas gebrochen ist, und da wird man einsehen, was für eine hilfreiche Wegbereiterin für die Mission die ärztliche Arbeit war.



Ärztliche Arbeit eines Missionars am Nyassa (Deutsch-Ostafrika).

Mitteilungen von Br. Dr. Bachmann in Mbozi vom 24. April 1914, erhalten 8. Juli 1914.

Vielfaches Erkranken der
Eingeborenen.

In den letzten Wochen kamen viele Kranke nach Medizin. Die alle Jahre auftretende Augenkrankheit zieht sich dieses Jahr sehr in die Länge. Dazu

kommen noch innere Krankheiten von kleinen Kindern. Auch einige Erwachsene waren schwer krank; doch sind auf der Station alle wieder gesund geworden. Von dem Außenposten Isutamavela, zwei Tagereisen von der Station entfernt,

bekamen wir leider die Nachricht, daß am 6. Januar der einzige dortige Christ gestorben sei. Er war ein junger starker Mann und hatte auch zum Weihnachtsfest mit seiner Familie auf der Station Mbozi besucht. Das jüngste Kind war eins der zehn Täuflinge.

Wir Europäer halten Mbozi für eine gesunde Station, die Eingeborenen denken darüber anders. Die mit uns auf gleicher Höhe wohnen-

hatten. Die Christen sind nicht verpflichtet, zu den Festen auf die Station zu kommen, sie kommen freiwillig, und verbieten möchte man ihnen ihr Kommen auch nicht, aber die Besuche hier machen mir viel Sorge, da sie fast immer schwere Erkrankungen zur Folge haben.

Es wird oft gesagt und geschrieben, daß Naturvölker weniger krank seien, als Kulturvölker. Von den Nyika



Missionar (Dr. Böhme) beim Zahnziehen in Kungwe, Nyassa.

den Leute haben nichts zu fürchten, wenn sie nach Mbozi kommen, für sie ist der Platz ein gesunder. Viele der Besucher jedoch, deren Heimat tiefer oder auch höher liegt als Mbozi, werden sehr oft ernstlich krank bei oder nach einem Besuch, den sie hier ausgeführt haben. Die Heimat des Gestorbenen, Imuyanine ist sein Name, liegt in den Bergen des Malila.

Über nicht nur aus den Bergen, sondern auch aus der Ebene bei Mutoma erhielt ich Nachrichten von Erkrankungen einiger Christen, die hier zum Fest besucht

kann das nicht gesagt werden, sie sind sehr viel krank. Auch ihre Nachbarstämme sind nicht gesünder.

Shyulu, Gelenkrheumatismus.

Am meisten verbreitet ist die Krankheit, die die Leute Shyulu nennen; viele leiden daran, und wer sie einmal hat, bekommt sie immer wieder. Ein Arzt sagte, Shyulu sei Gelenkrheumatismus. Untersucht worden ist diese Krankheit hier noch nicht. Auch nur um des Shyulu willen würde es sich lohnen, wenn ein Arzt wenigstens

etliche Jahre hier sein könnte. Meist werden die Leute plötzlich davon befallen und sehr heftig, es zieht oft in den Gliedern bald dahin, bald dorthin. Hin und wieder wird der Kranke bald gesund, aber noch öfter leidet er monate- und jahrelang daran, auch kann der Tod ziemlich schnell eintreten. Unser Simoni klagte über Shyulu im Knie. Am nächsten Tag zog die Krankheit in die Fußsohle und dann langsam im linken Bein in die Höhe und nach vier Tagen, als das Shyulu bis zum Herzen gekommen war, trat der Tod ein. Auf der Station liegt fast immer irgend jemand am Shyulu krank. Es ist möglich, daß die Leute auch andere Krankheiten mit diesem Namen bezeichnen, weil sie es nicht besser wissen, aber wir, wie sie, stehen ihr machtlos gegenüber. Mit Packungen hat meine Frau — sie besorgt die Ausgabe der Medizin, wie die Behandlung der Kranken überhaupt — noch am meisten erreicht.

Unglücksfälle.

Doch nicht nur bei dieser Krankheit empfinden wir das Fehlen eines Arztes schmerzlich, sondern auch bei vielen anderen, besonders aber bei Unglücksfällen. Vor etlichen Wochen kam eine Frau, die sich beim Übergang über einen Bach am Oberarm stark verletzt hatte. Die Brücken hierzulande sind die denkbar einfachsten. Es werden eine oder mehrere Stangen über den Bach oder Fluß gelegt. Am liebsten legt man sie in das Geäst der an den Ufern wachsenden Bäume und Sträucher. Jene Frau überschritt einen Bach auf einer solchen Brücke. Eine der im Geäst liegenden Stangen begann zu schwanken, und die Frau kam zu Falle. Im Fallen spießte

sie sich den Oberarm auf ein spitzes Holz und riß sich einen großen Teil des Fleisches vom Arm, sodaß der Knochen bloß lag. Glücklicherweise kam sie gleich zu meiner Frau, und so ist die Wunde jetzt fast geheilt.

Fallsucht und damit verbundener Aberglaube.

Den schlimmsten Unglücksfall haben wir bei jenem Mädchen erlebt, das bei einem Anfall von Epilepsie ins Feuer gefallen war. Ihre Freundinnen hätten sie sehr leicht aus dem Feuer reißen können, aber aus Furcht ließen sie sie liegen, bis der Anfall sie verlassen hatte und sie selbst aufstehen konnte. Die Hand war aber so verbrannt, daß die Sehnen geplatzt waren. Wir haben sie dann, als meine Frau sah, daß keine Rettung möglich sei, vier Tage weit zum nächsten Arzt getragen.

Die Nyika glauben, man dürfe einen Epileptischen während seines Anfalls nicht anrühren. Wenn man es tut, so bekommt man selbst diese Krankheit. Nur nahe Blutsverwandte dürfen einen solchen Kranken anrühren. Die Christen weisen das von der Hand, im Glauben an den lebendigen Gott. Wo aber dieser Glaube getrübt ist, stellt sich sofort der Aberglaube wieder ein. Leider geschieht dann auch dem Betreffenden nach dem, was er glaubt. Ein Helfer litt an epileptischen Anfällen und war bei einem solchen dem Feuer zu nahe gekommen. Ich ließ ihn auf die Station holen, um hier seinen verbrannten Fuß zu heilen. Er wohnte bei seinem Schwager, der auch ein Christ und Evangelist ist. Seine Verbindung mit Gott hatte durch einen ziemlich weltlichen Sinn stark gelitten. Als der Kranke in seinem Hause war,


fürchtete er für seine Familie, und die Folge war, daß eins seiner Kinder dieselben Anfälle bekam und noch bekommt.

Schlangenbiß und wie ein Eingeborener ein Mittel dagegen fand. (vgl. S. 67)

Vor vierzehn Tagen brachte man ein Mädchen auf die Station mit einer Wunde an der Fußsohle. Es wurde uns gesagt, daß sie sich vor etlichen Wochen verletzt habe. Man hätte damals gedacht, sie habe einen Holzpflitter in der Wunde, aber da diese nicht heile, so sei es wohl ein Schlangenknochen gewesen. Der Glaube der Leute sagt, daß Wunden, durch einen Schlangenknochen verursacht, nie heilen. Als ich vor etlichen Jahren vor unserem Hause eine Speischlange tötete, baten mich die Leute sehr, ich möchte sie doch recht tief vergraben, denn

wenn sich jemand an diesen Knochen verlezte, so heile die Wunde nie. Ich erfüllte den Leuten den Wunsch, obgleich es wohl nur Aberglaube ist, denn die Wunde des erwähnten Mädchens heilte bald.

Interessant ist es, wie die Alten zu Medizin gegen Schlangenbiß gekommen sind. Ein alter Mann fand in der Wildnis zwei kämpfende Schlangen. Er verhielt sich ruhig, um sie in ihrem Kampfe nicht zu stören. Nach längerem Ringen blieb die eine tot liegen. Der Siegerin aber schlug das Gewissen. Sie verließ den Kampfplatz, und der Mann ging ihr nach. Die Schlange brach ein Kraut ab und kaute es. Dann ging sie zurück und blies damit die tote Schlange an, wodurch sie wieder lebendig wurde. Jenes Kraut ist ein gutes Mittel gegen Schlangenbiß, denn der Mann hatte es als solches bei der Schlange gesehen.



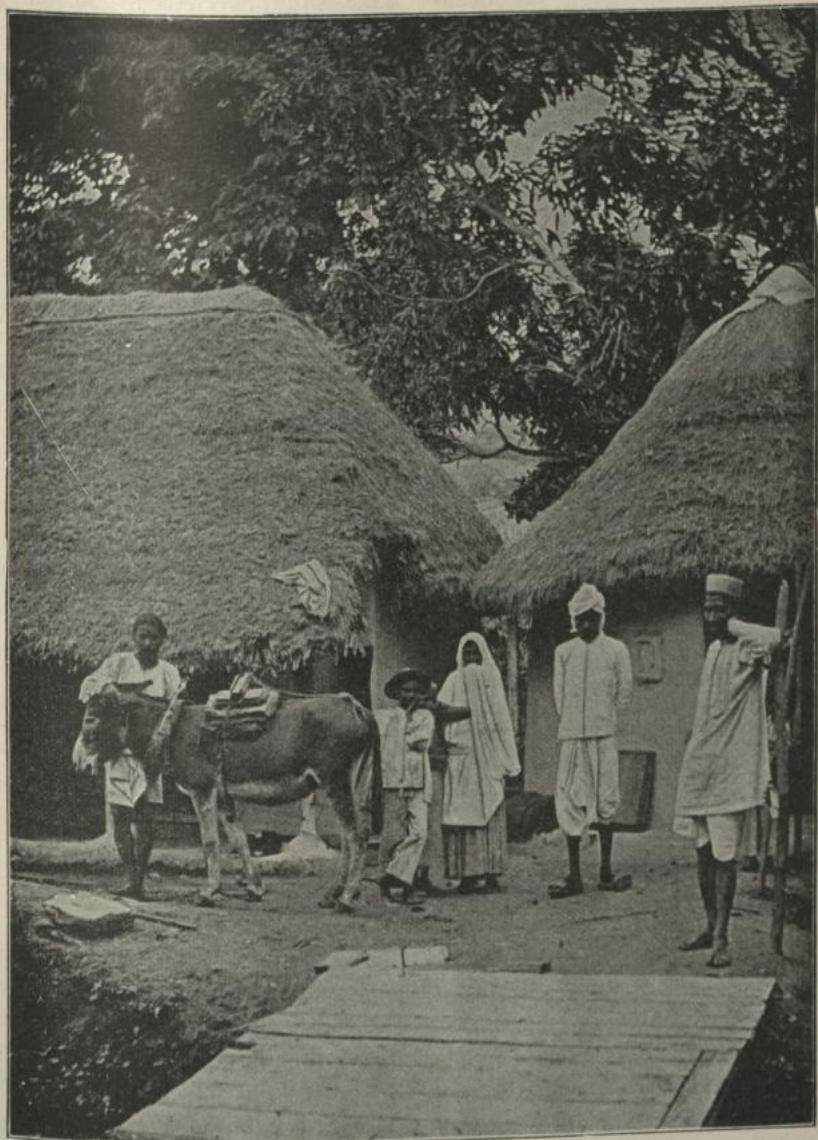
Der mazedonische Ruf.

Auf den nördlichen Inseln der kleinen Antillen, wo Kultur und Zivilisation schon längst von Land und Leuten Besitz genommen hat, ist unser Missionswerk schon längst recht ausgedehnt. Im äußersten Süden aber, in Trinidad und Tabago, da gibt es noch viel Land einzunehmen. Aber der Äthiopier, von dem wir aus der Bibel wissen, daß er seinen heilsbegierigen Ruf nach Hilfe erschallen ließ: „Komm herüber und hilf uns“, ist nicht das Abbild vieler dortiger Bewohner. Im Gegen-

teil, es sieht dort recht anders aus! Um so herzbeweglicher ist es, wenn doch einmal der Ruf nach dem Evangelium an die Ohren unserer Missionare dringt und wenn sie dann einem solchen Rufe nicht Folge leisten können. Hier ist ein solcher Ruf, der kürzlich zu uns herüber tönte:

„Geehrter Herr Missionar, wir wären sehr dankbar, wenn wir eine kleine Schule hätten für unsere Kinder, damit sie von unserem Herrn und Heiland etwas lernten. Sie wachsen ja alle wie

die Heiden auf. Wir bitten Sie, uns Prediger dorthin kommt. Wir gehen den rechten Weg zum ewigen Leben zu dann am Sonnabend hin, hören am zeigen. Unser Dorf ist über und über Sonntag Gottes Wort und kommen am



Indier (Ruffis) in Trinidad.

mit Finsternis bedeckt. Einige wenige von uns suchen in einen der Nachbarorte zu gehen, einmal innerhalb zwei Monate, wenn wir hören, daß der

Montag zurück. Andere gehen wenigstens von Zeit zu Zeit, da wir abwechselnd zu Hause Wache halten müssen. Wir wollen Sie bitten, um Gottes willen

doch zu kommen und zu versuchen, uns zu einem etwas besseren Leben zu verhelfen. Es gibt hier einen Mann, der bereit ist, uns einen Platz für oben genannten Zweck zu überlassen. Die Leute, alle die hierherum wohnen, leben ein ungöttliches Leben.“ —

Zeugnisse dieser Art kommen unseren Brüdern doch nicht ganz selten in die Hände. Es handelt sich um die Leute an der Nordküste von Trinidad, wo wir eine Missionsarbeit schon begonnen haben. Wir möchten ihnen so gern mehr Hilfe bringen. Nur Mangel an Mitteln hindert uns daran. Wir brauchen nicht zu fragen, ob sie dessen würdig sind, daß wir mehr für sie tun. Sie brauchen es wirklich, und die Liebe Christi sagt es uns, daß sie einen Anspruch darauf haben. In L' Anse Noir waren wir imstande, das Evangelium an einen wichtigen Mittelpunkt zu bringen. Soweit es evangelische Predigt betrifft, stehen

wir an dieser Küste allein. Wir tun von den drei Mittelpunkten L' Anse Noir, Manantial und Matelot aus treue Arbeit. Eine Stütze derselben sind die Helfer, der Veteran Josef Jact, der noch immer gute Dienste leistet; auch William John, der in L' Anse Noir dient, und Culspeper in Manantial, während wir den Außenposten Matelot besuchsweise bedienen. Was wir an jener Nordküste brauchen, ist ein kleines Kirchgebäude mit Wohnung in Matelot, ein Wohnhaus in L' Anse Noir, ein ordiniertes Prediger für die ganze Nordküste. Rufe nach anderen Plätzen, wie Moruga, sind ebenfalls dringend an uns gekommen, mußten aber mit einem: „Wir können nicht“, beantwortet werden, denn wir haben weder Männer noch Mittel, um neben dem Werk, das wir dort schon treiben, noch ein neues zu beginnen. Unsere Hauptaufgabe ist doch jetzt die, das schon bestehende Werk recht zu befestigen.

Die Bibel als Missionar.

Arbeit unserer Moskito-Missionare unter den Spaniern in Aikaragua.

Nach Mitteilungen von Br. Taylor.

I. Im Hospital in Bluefields.

Bald nachdem Br. Taylor ins Land gekommen war, besuchte er unter anderem die Kranken im Hospital in der Stadt Bluefields. Da fand er einen alten Spanier, der sehr vernachlässigt schien. In der Unterhaltung ergab sich, daß der arme Alte aus dem Inneren nach Bluefields gewandert war, um seine

Lage zu verbessern. Er interessierte sich für alle Neuigkeiten von Übersee und hatte, wie fast alle Spanier, einen unersättlichen Appetit nach Politit und „Gefezken“.

Einmal schickte der Präses einige spanische Evangelien zur Verteilung. Da erhielt dieser Alte das Evangelium Lukas. Und nun war es eine Lust zu

sehen, wie der arme Invalide dieses Evangelium lieb gewann und darin studierte. Bald erklärte er: „Es ist das schönste Buch, was ich je gelesen habe.“

Reichlich vier Wochen später fand Br. Taylor den Kranken auf seinem Lager liegend. Viel reden konnte er nicht, es war, als ob sein Lebenslicht

lichen Besuche diesen Mann besonders erfreut hätten, und doch sollte Br. Taylor später davon Kunde erhalten.

II. Das Wiedersehen.

Es war auf einem unserer Indianer-Missionsplätze, in Twappi. Der Abendgottesdienst war vorüber, und die Indianer waren bereits auf ihrem



Das Innere der Kirche von Bluefields, Nitaragua.

am Verlöschen wäre. Und ehe man noch nach der Ursache seiner düsteren Stimmung gefragt hatte, bemerkte er: „Es war so wunderschön, ich konnte es nicht bei mir behalten; ich habe mein Evangelium an einen Freund nach Granada geschickt.“ Und es war ihm eine große Freude, ja wie eine Erleichterung, als er daraufhin ein Exemplar des ganzen Neuen Testaments erhielt. Außer diesem einen Fall war nicht viel davon wahrzunehmen, daß die wöchent-

Heimweg begriffen, der sie durch die Savannah führte. Da hörte die Frau des Missionars jemanden sehr heftig husten. Sie bat ihren Gatten, doch nachzusehen, und wenn es ein Leidender wäre, ihm womöglich Linderung zu verschaffen. Dieser ging, und fand unter einem Schuppen, etwa 70 Ellen entfernt, einen Mann, der infolge seiner tödlichen Krankheit — die Auszehrung war schon recht fortgeschritten — zum Skelett abgemagert erschien.

Der Arme wurde in das kleine Hospital aufgenommen. Dort aß er eine gute Mahlzeit.

Am Tag darauf, nachdem er seine Medizin eingenommen hatte, meinte er: „Missionar, kamst du hierher, nachdem du Bluefields verlassen hattest?“ Und dann erzählte er seine Lebensgeschichte, wie er in der Revolution mitgefochten, zwei Tage unter Toten gelegen hatte und entseztlich gelitten habe. Von dem Schrecken, den er damals zu sehen bekommen, werde er sich nie wieder erholen. Und nun brachte er allmählich alles vor, was ein Mensch zu sagen hat, wenn er sein letztes Bekenntnis ablegt. Er sprach auch davon, wie er vom Kap nach Bluefields geschickt wurde, und als er sich schwächer fühlte, zu seinen Leuten zurückkehrte, um ihnen Lebewohl zu sagen, ehe er stirbe. Wie er dann in einem Zustand von Erschöpfung sich in dem Schuppen hingeworfen habe, wo man ihn fand. Und dann schloß er: „Ich wußte nicht genau, daß du hier sein würdest, der du uns im Hospital besuchtest, und daß du mich in der Todesstunde beraten würdest.“

Aber er starb nicht in Twappi. Sorgsame Pflege, kräftige Kost und gute Arznei wirkten Wunder, und Tränen füllten seine Augen, als er etwa nach einer Woche an Bord eines kleinen Schiffes ging, das ihn zu seinen Leuten bringen sollte. — Lange hat er freilich nicht mehr gelebt, aber bis zu seinem Todestag hegte er ein kleines Andenken, und zwar jenes Neue Testament.

III. Ein ärztlicher Eingriff.

Auf der Rückkehr von einer andern Station wurde Br. Taylor eines Tages höflich gefragt, ob es ihm bald einmal

passen würde, die Frau des Mannes, der ihn fragte, zu besuchen? Sie schien recht leidend zu sein. — Der Missionar entschloß sich auf Wunsch des Gatten dazu, eine Operation vorzunehmen. Der Gatte half dabei, und drei Tage später ging sein Mund über vor Dankbarkeit. — Die Frau übrigens hatte wenige Tage zuvor um Unterricht gebeten und wünschte, ein Mitglied unsrer Kirche zu werden.

Sie beide lebten etwa drei Stunden von der Missionsstation entfernt, und obgleich sie die Gottesdienste durchschnittlich an ein oder zwei Sonntagen im Monat besuchten, war es doch eine Freude, daß man mit ihnen auch sonst in Verbindung bleiben konnte, nicht nur durch gelegentliche Besuche, die sehr geschätzt wurden, sondern auch durch das gedruckte Wort.

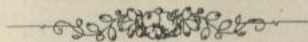
IV. Kein spanisches Evangelium vergeblich verteilt.

Unter den Spaniern könnte in den größeren Ortschaften ein ausgedehntes Werk betrieben werden, aber die Brüderrmission darf sich nicht zersplittern, sondern muß sich auf die Indianer beschränken.

Die Missionsbehörde hat in den letzten Jahren getan, was sie konnte, um wenigstens eine bescheidene Tätigkeit unter den Spaniern zu ermöglichen; auch schon dadurch, daß eine Anzahl Missionare in spanischer Sprache ausgebildet wurden. Aber wenn wir nicht so viel spanische Literatur geschickt bekämen vom Bibelhaus in Los Angeles, so würde nicht viel Arbeit unter Spaniern möglich sein. Die Literatur ist in diesem Lande sehr spärlich, und doch liebt jeder Spanier gern, ja er ist begierig, alles, was ihm in die Hände kommt, zu lesen. Man kann

sicher sein, daß kein Traktat und kein Evangelium vergeblich verteilt wird. Das Resultat solcher Arbeit wird nicht immer in die Augen fallen, aber einst werden die Früchte offenbar werden,

und durch Gottes Gnade werden auch diese Leute in dem Lande vom Morgen — wie man Nikaragua nennt — (mañana country) heranreifen für das Land der Ewigkeit.



Hebung der weiblichen Jugend in Suriname.



Surinamer Mädchen bei der Arbeit auf dem Hauptkontor unserer Missionsfirma in Paramaribo in Suriname.

Die für die Ausbildung der Knaben und Jünglinge auf unseren Missionsgebieten viel geschieht, so immer mehr auch für die Hebung der Mädchen. Die Schule besuchen ja alle Kinder, die in Verbindung mit der Mission

gekommen sind, die Mädchen wie die Knaben. Aber wir reden hier von der Fortbildung der heranwachsenden Jugend.

Da ist es ja natürlich, daß für die Knaben und Jünglinge zuerst gesorgt

wird, denn die sind die Träger des künftigen wirtschaftlichen Lebens und die Gründer der Familien des künftigen Geschlechts. Und darum hat man für sie auch auf all unseren Gebieten gesorgt. Da gibt es höhere Schulen, theologische und Lehrerseminare, Handwerksausbildung, kaufmännische Kurse und dergl. Ganz



Dr. S. West, Leiter unserer Missionsfirma in Paramaribo, Suriname.

abgesehen von all dem, was der Bursche und Jüngling im Umgang mit dem Missionar lernt, in Feld und Garten, auf dem Kontor, in der Wirtschaft uff. Was Suriname betrifft, so erzählten wir im vorigen Jahr z. B. vom Lehrlingsheim (s. 1914 Seite 147, vgl. auch 1915 Seite 44).

Ist aber für die Jünglinge gesorgt, so müssen nun auch die Jungfrauen an die Reihe kommen. Wie wir schon im Märzheft Seite 45 andeuteten, und

Seite 44 im Bilde zeigten, hat man in Suriname einer ganzen Menge Mädchen schöne Arbeitsgelegenheiten verschafft, nämlich in unseren dortigen Geschäften. Die einen sitzen an der Schreibmaschine, die anderen sogar an der Kasse, andere verkaufen im Schnittwarengeschäft, wieder andere sind in der Küche und mit der Wäsche beschäftigt.

Zu den Geschäften gehört natürlich ein ziemlich umfangreicher Haushaltungsbetrieb, denn es muß für Kost, Wohnung und Wäsche der unverheirateten europäischen Angestellten gesorgt werden. Seit aber im vorigen Jahr das Lehrlingsheim eingerichtet wurde, werden nun auch die rund 20 Lehrlinge unserer Firma aus dieser allgemeinen Küche befristigt. Das erforderte eine Vergrößerung und völlige Umgestaltung des ganzen Haushaltbetriebs. Für diesen Haushalt waren bis vor wenigen Jahren drei europäische Schwestern angestellt. An Stelle dieser Europäerinnen hat man es nun mit Surinamer Eingeborenen versucht. Nur hatte noch eine der europäischen Geschäftsschwestern die Leitung dieser Farbigen in der Hand. Schon das bedeutete einen Fortschritt in der Verwendung von eingebornem Personal.

Seitdem aber ist man noch weiter gegangen. Man hat einer Surinamerin sogar auch die Leitung der Küche in die Hand gegeben. Um diesem Mädchen die Möglichkeit zu geben, den Anforderungen ihres Postens zu genügen, wurde sie, nachdem sie ein Jahr praktisch in der Küche gearbeitet hatte, auf eine Haushaltungsschule nach Amsterdam geschickt, um dort ordentlich ausgebildet zu werden. So wurde das frühere Verhältnis umgekehrt: Da kam eine Europäerin nach Suriname, jetzt gibt eine Surinamerin

nach Europa, um dem Posten gewachsen zu sein. Infolge der guten Fortschritte, die das Mädchen in Amsterdam machte, ließ man sie den vollen zweijährigen Haushaltkursus durchmachen und nicht nur einen 6 monatigen. Nun ist sie imstande, in Suriname auch andere Mädchen

Und wie viel eignen sich die Mädchen an, die in den Jungfrauenvereinen und im Haushalt der einzelnen Missionare Arbeit gefunden haben!

Ja, wer weiß, was für Schulen und Ausbildungsmöglichkeiten die Zukunft noch bringt!



Surinamer Frauen in der Küche unserer Missionsfirma in Paramaribo.

anzuleiten. — Ja man denkt schon daran, in Verbindung mit diesem großen Haushaltungsbetrieb der Firma noch eine kleine Haushaltungsschule ins Leben zu rufen. Da würde die Aufgabe der Leiterin eine noch größere werden.

Daß eine Surinamerin auch im Kinderheim Gelegenheit hat, auf dem Gebiet der Kindererziehung viel zu lernen, erwähnten wir früher.

So gut haben es also nun die Surinamer Mädchen. Sie können viel lernen. Dadurch wird die ganze weibliche Jugend wesentlich gehoben. Und das ist für das ganze künftige Geschlecht von hohem Wert. Man denke daran, wie schwer es bisher für die besser gebildeten Männer, besonders die Lehrer und Prediger war, wenn sie Mädchen heiraten müssen, die ihnen an Bildung bedeutend nachstehen.

Kurze Mitteilungen aus unseren Missionsgebieten.

25 Jahre gesegneter Frauendienst in der Mission. Am 11. Januar beging unsere Missionsgemeinde in Paramaribo festlich den Tag, an dem 25 Jahre verflossen waren, seit Schw. E. Berthold nach Suriname kam und die Leitung der großen städtischen Bewahr- oder Kleinkinderschule unserer Mission in die Hand nahm. Während

dieses ganzen Zeitraums hat die Schwester mit Eifer und Pflichttreue ihre Arbeit getan. Daß diese nicht vergeblich war, daß vielmehr der Segen des Herrn sichtbar auf ihr ruhte, beweist die Dankbarkeit, mit der ihr gelohnt wird. Vielleicht erzählt sie uns einmal von ihren täglichen Nöten und Sorgen, Arbeiten und Freuden.

Aus der Heimat — Für die Heimat.

Für Anyamwesi können wir in diesen Monaten, da wir fast ganz ohne Nachrichten von dort sind, doch beten und geben. Das macht uns ein Bruder in Amerika vor, der folgenden Brief an den Schriftleiter unsers amerikanischen Kirchenblatts (Brüderbotschafter vom 24. Februar) schrieb: „Lieber Bruder Müller! Voriges Jahr, als die General-Synode tagte und die Verhandlungen in der Schwebe waren, ob die Mission in Anyamwesi, Deutsch-Ostafrika, aufrecht erhalten werden könne, oder aufgegeben werden müsse, war ich tief ergriffen über diese Frage, und ich entschloß mich und versprach, wenn die Mission nicht aufgegeben werde, \$ 100 für dieses Werk zu geben. Als aber der schreckliche Krieg ausbrach, da schien es mir immer zweifelhaft, ob diese Mission aufrecht erhalten werden könne. Da ich aber im „Brüder-Botschafter“ lese, daß eifrige Werbung für dieses Werk betrieben wird und selbst der deutsche Kaiser in seiner bedrängten Zeit eine Gabe für die Mission spendet, so will auch ich nicht länger zögern und meinem Versprechen nachkommen. Ich lege somit einen Check für \$ 100 ein, mit der Bitte, wenn Du es für gut findest, es an die genannte Mission einzusenden.“

Literatur.

P. Hardeband: Zeitsfaden für den Konfirmanden-Unterricht. Sprüche und Erklärung des Kleinen Katechismus. 91. Tausend. Leipzig Deichert. 39 S. 25 Pfg. In Partien billiger. Scheint praktisch, nicht zu schwieriger Stoff.

Jahrbuch der sächs. Missionskonferenz für 1915. 190 S., 2 Karten. 2 Mt. Leipzig, Wallmann. Gewohnte Reichhaltigkeit und Gediegenheit der Aufsätze. Kriegsdienst der Mission, Missionar als Sprachforscher, Samoa, Germanentriege, Wurzelschristianisierung, sächs. Missionsgeschichte, bisherige Kriegswirungen auf der Mission, Judentum. Tabellen der Missionskonferenzen und Missionsgesellschaften.

D. Fries. Geschichten und Bilder. Heft 33. Uffmann, Aussäbigenvater in Indien. Gesichten: Mission größtes Wunder.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen Mt. 20.—, gesammelt bei einem Missionsgottesdienst beim Chor-Brüden-Train 5 durch Leutnant K. (cand. min.), für böhmische Schuld durch Frau Weinig, Eibau, Mt. 2.— von U. A. erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung,
Herrnhut.